

nos jours“ (2. Aufl. 1922), der sein gewaltiges, dreißig Jahre lang in China selbst gesammeltes Wissen in diesem Buch von fast 1000 Seiten niedergelegt hat. Seine scharfen, schneidigen Urteile über Chinas Geist und große Männer werden vielfach der vollen Wirklichkeit nicht ganz gerecht, aber sie decken doch alle geheimen Schwächen und dunklen Abgründe rücksichtslos auf. Es steckt in ihnen viel kräftige und gesunde Kritik, die freilich, wie mir scheint, zu weit geht.

Vor vielen Einzelheiten steht man auch nach Wilhelms Forschungen wie vor unlöslichen Rätseln. Nur ein Beispiel: das einzige zweifelhafte genuine Werk Kung-tses ist die geschichtliche Chronik Tschun-tshu (Frühling und Herbst), ein ganz nüchternes und geistloses Annalenwerk, trotz aller Apologien. Ein damit verbundener sehr wertvoller Kommentar Tso-tschuan wird von Grube (Geschichte der chinesischen Literatur 68 ff.) und Zenker (Geschichte der chinesischen Philosophie I 143 ff.) als das eigentliche Werk Kung-tses bezeichnet; so würde es erklärlich, daß Kung-tse selbst den „Frühling und Herbst“ am meisten schätzte. Nun lehnt in neuester Zeit ein chinesischer Gelehrter K'ang-Yu-We gerade den Kommentar als ein späteres Werk ab, das nichts mit jenen Annalen zu tun habe. Nur gekünstelte Konstruktion vermag aber dann (trotz Wilhelm S. 76 u. 201) dem nackten Annalenbuch große Bedeutung abzugewinnen.

2. Auch Wilhelms zweites Werk, die Würdigung Lao-tses, hat die ausgezeichneten Eigenschaften des ersten: Die Einleitung, „Lao-tses Stellung im chinesischen Geistesleben“, ist bei aller Kürze von schöner Übersichtlichkeit und Fülle.

Beide, Kung-tse und Lao-tse, schöpften aus dem Buch der Wandlungen, verstanden aber vieles ganz verschieden. Gern hätten wir diese Verschiedenheiten ausführlich behandelt gesehen. Auch die nicht unwahrscheinliche Hypothese, daß Lao-tses einziges Werk „Tao-te-king“ auf den Einfluß der „Upanishads“ zurückgeht, hätte Berücksichtigung verdient; auch wohl die Arbeit der Vortaoisten, aus denen Lao-tse, oder wer immer Verfasser des „Ur-Tao-te-king“ ist, geschöpft hat.

In der Urheberchaftsfrage ist Wilhelm sehr vorsichtig und kritisch; in der Beurteilung der Lehre selbst wird man in der ganz ablehnenden und nüchternen Interpretation P. Wiegers eine gute Ergänzung finden. Nicht als ob Wilhelm nicht äußerst sorgfältig und abwägend bei der Übersetzung und Deutung wäre. Aber er legt doch, wie mir scheint, zu

viel Modernes in den alten chinesischen Weisen hinein und glättet manche massive Gefühllosigkeit des düsteren Einsiedlers.

Der „Tao“ (wörtlich Weg) bedeutet, wie mir scheint, bei Lao-tse das einheitliche, bleibende, ewige Wesen der Natur im Gegensatz zu den wechselnden Erscheinungen. Es ist in einem ähnlichen Sinn „Nichtsein“ wie bei den Neuplatonikern, also eigentlich „Übersein“. Dementsprechend ist auch das „Nichtmachen“ als Grundregel der Ordnung kein bloß negativer Begriff. Es ist kein Gehenlassen, kein passives Hinnehmen der Dinge, sondern eine selbstverständliche Auswirkung des einfachen, ungekünstelten Lebens. Wilhelm ist auch da vorsichtig in seinen Deutungen. Seine Übersetzung des „Tao-te-king“ (Jena 1911) zeigt, wie gut die Auswahl ist, die er in diesem neuen Buch bietet.

Stan. von Dunin Borkowski S. J.

Lebensbilder

Das Leben des hl. Porphyrios, Bischofs von Gaza. Beschrieben von dem Diakon Markus. Übersetzt und herausgegeben von Dr. Georg Rohde. Kl. 8^o (132 S.) Berlin 1927, Verlag Julius Bard. M 3,80

Ein köstliches Büchlein, von dem Bardenhewer mit Recht sagt: „Selten wird es einen treueren Jünger, selten einen liebevolleren Meister gegeben haben“ (Gesch. der altkirchlichen Literatur IV, S. 309). Porphyrios war der Abkömmling eines vornehmen Geschlechtes aus Thessalonike. Gleich manchen andern Helden der Nachfolge Christi, an denen jene Zeit so reich ist, hatte er sein riesiges Vermögen zu frommen Zwecken veräußert, in der Wüste Eketis fünf Jahre lang bei den heiligen Vätern gelebt und dann sich nach Jerusalem begeben, um an den heiligen Stätten dem Orango seiner Andacht zu genügen. Darnach wanderte er an den Jordan und führte dort abermals fünf Jahre lang ein strenges Bußleben. Ein schweres Leberleiden zwang ihn, wieder nach Jerusalem zurückzukehren, wo er, mühsam auf seinen Stab gestützt, es keinen Tag unterließ, die heiligen Orte aufzusuchen und zu beten. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß Markus, der sich durch die Kunst des Schönschreibens in der heiligen Stadt seinen Lebensunterhalt erworb, mit dem erschöpften Porphyrios zusammentraf und innige Freundschaft mit ihm schloß. „Denn er hielt ihn wirklich für einen Diener Gottes“, da er „in der Tat ohne Fehl, von großer Milde und Barmherzigkeit war“ und jegliche Tugend

ihn zierte. Praylios, der Verwalter des Priesteramtes der heiligen Orte, hörte von der frommen Lebensweise des Porphyrios und weihte ihn trotz seines Widerstrebens zum Priester; ja „er vertraute ihm sogar die Hut über das kostbare Holz des Kreuzes an“ (das Amt eines Stauophylax). Nach drei Jahren (395) starb der Bischof Aeneas von Gaza und die dortigen wenig zahlreichen Christen erbaten sich vom Metropolitzen Johannes von Cäsarea einen neuen Oberhirten, der imstande wäre, den Götzdienern der Stadt mit Wort und Tat entgegenzutreten. Durch eine List gelang es, den Heiligen von Jerusalem wegzubringen. Schon auf der Reise sollte er mit seinem treuen Begleiter Markus einen Vorgeschmack der Leiden verkosten, die ihn in Gaza seitens der Heiden erwarteten. Die Bewohner einiger heidnischen Dörfer, durch die der Weg führte, hatten auf Verabredung den ganzen Weg mit Dornen und Splintern bestreut, Sauche ausgegossen und üble Dünste verbreitet, so daß die Reisenden in dem Mißgeruch beinahe erstickt wären (c. 17). Bald nachher wollten die Heiden dem Bischof und seiner kleinen Gemeinde einen andern boshaften Streich spielen. Sie hatten ihm die Rückkehr von einer Prozession durch Schließung der Tore versperrt, bis infolge eines furchtbaren Gewitters einige Bessergesinnte ihm endlich öffneten.

In ähnlicher anschaulicher und schlicht treuherziger Weise erzählt Markus noch verschiedene Erlebnisse, Prüfungen und Tröstungen seines hochverehrten Bischofs. Historisch bedeutsam ist die Erwirkung eines kaiserlichen Befehls, demzufolge 402 alle Göztempel in Gaza, darunter auch das berühmte Marneion, zerstört wurden. Porphyrios hatte schon 398 sich in diesem Sinne am Hofe bemüht, aber der kaiserliche Beamte Hilarius ließ sich von den Heiden bestechen: er verschonte das Marneion und drückte auch sonst zu den Belästigungen der Christen durch die Heiden ein Auge zu. Erst auf das persönliche Erscheinen des Porphyrios in Konstantinopel wurde es, dank einer echten Frauenlist der Kaiserin Eudoxia (c. 47 f.), erreicht, daß mit dem Aufräumen des Heidentums gründlich Ernst gemacht wurde. An Stelle des Marneion erhob sich eine große christliche Kirche. Die Kaiserin bewies ihre Dankbarkeit für ihre durch Porphyrios erlebte Niederkunft mit einem Thronerben (c. 39—44) durch glänzende Unterstützung des Baues. Eine Reihe wunderbarer Heilungen und Vorkommnisse erzählt Markus weiterhin im anziehendsten Detail und meistens als Augenzeuge. Er versichert (c. 3): „Wem aber diese Schrift zu Ge-

sichte kommt, den bitte ich, meinen Worten nicht zu mißtrauen; sah ich doch selbst den Wert des Mannes, denn ich lebte bei ihm, reiste mit ihm und teilte mit ihm jegliches Leid bis zum letzten Tage seines Lebens auf Erden.“

So ist die Biographie des Markus durch die Bedeutsamkeit des kultur- und kirchengeschichtlichen Inhalts sowie durch die klassische Einfachheit und Klarheit der Darstellung, die an den alten Erzähler Herodot erinnert, ein wertvolles Denkmal der alten Hagiographie. Den Sodales Societatis Philologiae Bonnensis verdanken wir die treffliche griechische Ausgabe 1895, nebst der die von Aug. Nuth 1897 edierten Textverbesserungen aus dem Jerusalemer Codex hier berücksichtigt worden sind. Der Verfasser und Herausgeber der vorliegenden Übersetzung hat unseres Erachtens durchaus recht gehandelt, wenn er glaubte, „der Schlichtheit des Originals keine Lichter verleihen zu dürfen, die es nicht besitzt“. Er hat den warmen, treuherzigen Ton der Urschrift meisterhaft wiedergegeben. Die Ausstattung des Buches ist elegant.

J. Stiglmayr S. J.

Der hl. Augustin. Von Louis Bertrand, übertragen von Max E. Graf v. Platen-Hallermund. 8° (VIII u. 328 S.) Paderborn 1927, F. Schöningh. M 6.50

Das Leben des hl. Augustinus ist von vielen beschrieben, seine Werke sind unzählige Male besprochen worden. Zwar kann eine solche Aufgabe niemandem mit mehr Verständnis und Erfolg gelingen als Augustinus selber, der in seinen Confessiones der Nachwelt ein Selbstbildnis hinterließ, das ewig jugendlich und altherwürdig zugleich, niemals seine Anziehungskraft verliert. Nur Nachahmungen, keine Neuschöpfungen können die Gemälde sein, die spätere Künstler von ihm entwerfen, indem sie einzelne Züge seines Wesens und markante Linien seiner Entwicklung sorgfältiger hervortreten lassen oder eine bestimmte betonte Lichtwirkung über alle Farben ausgießen und den geschichtlichen Hintergrund, den Augustinus nur andeutet, nach seinen übrigen Schriften und vielleicht neu erschlossenen Quellen der Kulturgeschichte künstlerisch beleben. Das hat Louis Bertrand, der Verfasser des Romans „Sanguis Martyrum“ getan. In 28 Einzeldarstellungen zieht die Gestalt „eines der größten menschlichen und göttlichen Geschöpfe“ an uns vorüber. Diese zeigen uns auf sechs Höhenlagen die dramatische Entwicklung der unruhigen Seele und der Lebensaufgabe des afrikanischen Lehrers: Von dem unbewußten